

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 245.

Donnerstag, 19. Oktober.

1916.

(1. Fortsetzung.)

Wenn die Blätter fallen.

Roman von Hans von Velgard.

(Nachdruck verboten.)

Plötzlich erhebt sich der Maler, ihr Herzschlag stockt, doch er wendet sich dem Hause zu — er geht, ohne sie erkannt zu haben.

Ein erstickendes Gefühl maßloser Enttäuschung überkommt sie. So hat sie ihn endlich wiedergesehen, endlich ist das Träumen und Sehnen eines Menschenlebens Wahrheit geworden, das Schicksal führt sie zusammen, jedoch die Jahre waren zu lang, er kennt sie nicht mehr.

Einen Moment durchzuckt es sie, daß sie ihm ja folgen, daß von ihr der erste Erkennungsgruß ausgehen könne.

Doch dagegen sträubt sich all ihr tiefstes Weibesempfinden. Er hat sie nicht erkannt — da läßt ihr Stolz es nicht zu, daß sie ihm zeigt, wieviel fester sie ihn im Erinnern behalten, wieviel weniger die Jahre ihn augenscheinlich verändert als sie.

Während sie noch den harten Kampf zwischen jehnächtiger Liebe und keuschem Stolz kämpft, steht er plötzlich festlich bleich vor ihr, und mit — trotz aller Beherrschung — stark zitternder Stimme fragt er leise: „Sie erinnern sich meiner nicht mehr, Gräfin? — Werner Olden.“

Auch Erika ist tief erbläßt, und auch ihre Stimme ist nicht ganz sicher, als sie erwidert: „Oh doch, Baron Olden, ich habe Sie sofort erkannt, obgleich es mir ein Wunder scheint, daß wir Ostelbier uns hier im bayerischen Ländchen nach einem Menschenleben wiedersehen.“

Dann, indem sie ihm die schmale Hand reicht, die er an die Lippen zieht, — seht sie, forciert leicht sprechend, hinzu: „Wie mir das Fremdenbuch soeben verraten, sind Sie Ihrem einstigen Ideale treu geblieben.“

Auf seinen ernstfragenden, traurigen Blick erklärt sie hastig: „Soviel ich mich entsinne, war es doch stets Ihr Ideal, ein großer Maler zu werden, — und dieses scheint Ihnen doch gelungen.“

Ein Zug unverhohlener Bitterkeit erscheint auf Oldens Gesicht, und seine Antwort klingt härter, als er vielleicht beabsichtigt, als er langsam sagt: „Danke, Gräfin, ich kann nicht klagen. Dieses Ideal war echt und hat sich erfüllt, der einzige Traum hoffender Jugend, der zur Wirklichkeit ward.“

„Doch“, fährt er fort, „vielleicht gestatten Gräfin mir als alten Kindheitsgepielen für einen Augenblick bei Ihnen Platz zu nehmen“, — und auf eine zustimmende Handbewegung Erikas sich setzend, spricht er weiter:

„Ich hörte doch gerne einmal wieder etwas von der alten Heimat, nach welcher die Sehnsucht trotz aller bösen Erinnerungen mich niemals verläßt. — Es muß an siebzehn, auch vielleicht schon achtzehn Jahre her sein, daß ich die letzte Kunde erhielt, und zwar war diese Ihre Heirat mit dem Grafen Vergen, die ich zufällig in einer Zeitung las. Übrigens, Ihr Herr Gemahl ist nicht mit Ihnen?“

„Ich bin seit fünfzehn Jahren Witwe“, erwiderte Erika kurz — „auch kann ich Ihnen nur wenig von daheim erzählen, da ich seit dem Tode meines Mannes kaum alle drei Jahre kurze Zeit in Vergenthal verbleibe und mich sonst stets auf Reisen befinde.“

„So haben Gräfin keine Kinder, daß Sie so frei und fessellos die Welt bereisen können?“ fragt Olden zögernd, doch die Gräfin sagt mit lächelndem Lächeln: „Nicht doch, — ich habe einen Sohn, habe also meiner Pflicht genügt und Vergenthal den Majoratsherrn gegeben.“

In diesem Augenblick stürzt mit wildem Freuden-geheul der reizende kleine Dackel auf Erika zu, die ihn mit herzlichem Lächeln auf den Schoß nimmt, und ihn mit schmeichelnden Worten liebkost: „Na, Menne, mein Kerlchen, wie geht es dir denn, du willst wohl mit Lisbeth noch einen Spaziergang machen?“

Dabei schaut sie freundlich nach der abseits stehenden Jose, die ganz entgeistert ihre Herrin anstarrt, ist es doch ein ungewohnter Anblick, die stolze Gräfin mit einem Gefährten zu sehen. —

Auch Werner Olden schaut stummend auf Erika.

Ist das dieselbe Frau, die soeben so kühl, fast herzlos, von ihrem einzigen Kinde gesprochen, die jetzt mit soviel Bärtlichkeit das kleine Tier betrachtet?

Unbegreiflich erscheint ihm dieses, und auf die Frage Erikas: „Ist er nicht herzig?“ findet er nur die Antwort: „Wäre ich Ihr Sohn, ich brächte den Hund aus Eifersucht um.“

Wie die Sonne hinter einem Wolkenschleier, so plötzlich verschwindet das soeben noch strahlende Lächeln von Erikas Antlitz, und ziemlich kühl übergibt sie den Dackel, der vergeblich durch wildes Geheul seine gegenteilige Meinung bekundet, an Fräulein Lisbeth, die dann auch tänzelnd, von Menne begleitet, ihren Abendspaziergang antritt, doch nicht, ohne mit einem koketten Augenaufschlag den zufällig in der Tür stehenden Oberkellner Fritz zu beäugeln.

Die Gräfin sagt indessen in hochmütigstem Tone: „Oh, mein Sohn kennt solche Gefühlsüberschwenglichkeiten nicht, er ist durch und durch ein echter Vergen. Vielleicht entsinnen Sie sich derselben noch etwas, Baron, und sprechen Sie offen, hätten Sie sich einen der beiden Brüder jemals eifersüchtig vorstellen können, und dazu nur auf einen Hund?“

Er erwidert lange nichts.

Schweigend sitzen sie einander gegenüber, die so plötzlich nach einem Menschenleben wieder zusammengekommenen einstigen Jugendgepielen. Frohe Gedanken sind es wohl kaum, die sie durchfluten, und als der Maler endlich spricht, tut er es langsam und zögernd: „Sie sagen, Gräfin, Ihr Sohn ist ein echter Vergen, und selbstverständlich entsinne ich mich der Grafen genau, ich habe wohl Ursache, sie im Gedächtnis zu behalten. Doch das gehört nicht hierher. Aber Ihr Sohn braucht doch nicht nur die Eigenschaften seines väterlichen Geschlechtes ererbt zu haben. Hat er denn gar

nichts von Ihnen? Sie waren doch stets ein so warmherziges, heißblütiges Mädel, bei dem das Gefühl stets über die Vernunft den Sieg davontrug. Oh, Gräfin Erika", unwillkürlich wird seine Stimme warm und eifrig, "ich entsinne mich Ihrer ja noch so genau, wenn Ihre Augen im Eifer fast schwarz erschienen, Ihre Wädden glühten, und wenn Sie in der Erregung Ihre langen, schimmernden Böpfe moltrairten. Doch Verzeihung, Gräfin, wohin verirren sich meine Gedanken", unterbricht er, sich zur Ruhe zwingend, seine warme Rede, als Erika keine Antwort findet.

Dann sagt er im leichten Blanderton, dem man die heiße Erregung nicht mehr anmerkt: „Aber gesundheitlich ist Ihr Sohn seinem Vater hoffentlich nicht ähnlich, denn so viel ich mich an den Grafen Günther Bergen erinnere, war er stets sehr schwächlich, und da Gräfin schon fünfzehn Jahre Witwe, scheint das kränkliche Aussehen leider nicht getäuscht zu haben. Ihr Sohn, wie heißt er eigentlich? Also Erik noch Ihnen! Nun hoffentlich ist er gesundheitlich ein richtiger Malten, ein echter Sproß des mütterlichen Stammes?“

„O ja“, erwidert Erika, „er ist Gott sei Dank gesund, überhaupt ein hübschlicher, großer Bursch“, — unwillkürlich klingt doch etwas wie mütterliche Eitelkeit in ihrer Stimme, — „ich habe seine Miniaturphotographie hier im Medaillon. Interessiert es Sie?“

Dabei löst sie ein prachtvolles mit Smaragden und Perlen reich besetztes Medaillon von der Uhrkette, öffnet es und reicht es dem interessiert danach greifenden Freunde, der es dann schweigend, hin und wieder vergleichende Blicke auf Erika werfend, betrachtet. —

Es ist ein hübsches, frisches Gesicht, das ihm entgegenblickt, noch ganz knabenhaft, in dem nur ein Ausdruck maßlosen Hochmuts störend wirkt.

Nach einer Weile reicht Werner das Bild zurück mit der kurzen Bemerkung: „Ein hübscher Mensch. — Wie alt ist er denn, und welchen Beruf hat er sich erwählt, und wo befindet er sich augenblicklich?“

Erika befestigt das Medaillon wieder an der Kette und erwidert: „Augenblicklich ist er in Bergenthal, wie stets zur Jagdzeit, auch in seiner Jagdpassion ganz sein Vater.“

„Nun, nun“, lächelt Olden, „die Jagdpassion stammt wohl nicht nur von Vatersseite, wie können Gräfin derartiges als Tochter eines passionierten Forstmannes behaupten. Doch nun erzählen Sie von zu Hause“, fährt er mit bittender Stimme fort, während ein weiches Lächeln sein gebräuntes Antlitz verjüngt — „ja, von zu Hause. — Ganze achtzehn Jahre sind dahin geschwunden und dennoch, soviel Schönes ich auch in dieser Zeit gesehen, mein ganzes Herz hängt doch an meinem Jugendparadies, an der Heimatscholle. Also bitte, Gräfin, wie schaut's aus in Oldenshöhe?“

„Ja, haben Sie denn niemals mehr Nachricht von den Ihrigen gehabt?“ — erstaunt und erschreckt schaut Erika ihn an, — „Sie werden doch wissen, daß Ihre beiden Eltern tot sind?“

„Nein“, hart und finster sind plötzlich Stimme und Ausdruck, „nein, Gräfin. Sie wissen, ich ging als verlorener Sohn in die Fremde und habe den Weg zur Heimat nie wieder gefunden, so treu ich sie auch in meinem Erzen bewahrt — Unter fremdem Namen habe ich mich emporgearbeitet, in fremden Ländern habe ich mit dem Leben gekämpft, da konnte mich keine Kunde der Heimat erreichen. — Also tot sind die Eltern, fast habe ich es mir gedacht — achtzehn Jahre sind eine lange Zeit — Zeit genug, um viel, wenn nicht alles zu verlieren, was einem einst zu eigen war.“

Er schweigt, etwas wie tiefe Mühsamkeit durchzuckt sein schmales Gesicht, — doch als schäme er sich dieser natürlichen Weichheit, frägt er mit beherrschter Stimme, in der nur ein leiser Unterton von Schmerz durchklingt: „Nun, und was ist aus Oldenshöhe geworden — hat Claus den Besitz übernommen und ist er verheiratet?“

„Ja, und zwar mit meiner Schwester Waltraut, die beiden —“ sie bricht verlegen ab, doch Werner vollendet den Satz: „Ja, die beiden haben mehr Glück gehabt als wir, Gräfin, so wollten Sie sagen. Gewiß, aber ob wirklich nur mehr Glück, ob nicht auch mehr Energie und Charakter? — Es ist aber wohl alles Kismet im Leben, und Kismet ist es auch, daß wir uns nun doch noch einmal wiedergefunden. Ein herrliches Kismet, Gräfin, und darauf müssen wir nach guter, deutscher Sitte ein Glas Sekt leeren. — Se, Fritz, eine Pommeroy. Sie sehen, ich bin auch in Paris derselbe geblieben: der Deutsche mag keine Franzosen leiden, doch seine Weine trinkt er gern.“

Dann, tief den weichen Duft der lauen Spätsommer- nacht einatmend, murmelt er: „Eine warme Nacht voll Traum und Schein, weiß Gott, welch ein Zauber den Sommer- und Frühherbstnächten innewohnt.“

Sie schüttelt wie verneinend das Haupt, dann sagt sie leise: „O nein, Sommernächte müssen auch nicht immer herrlich und glücklich sein. Mancher kennt auch Abende, die sterbensträulich waren und voll Weinen. Ja, der Frühling, das ist etwas anderes. Frühlingstage sind lang und die Nächte hell; aber der Spätkommer und der Frühherbst, sie haben nur kurze Tage und lange dunkle Nächte.“

Er lächelt müde, sucht nach Worten, dann sagt er ruhig: „Auch ich bin eine nordische Natur, ein in allerlei Dämmerungen, Stimmungen und Sentimentalitäten gerne untertauchender Mensch. Aber heute will ich nicht grübeln, heute will ich mich nur freuen.“

Dann gießt er den Sekt in die Gläser, und sie stoßen miteinander an, und in ihre Augen tritt ein Glanz, der Sehnsucht ist nach vergangenen Tagen.

Sie plaudern von der Frühlingzeit ihres Lebens, und die Herbstnacht ist so weich und lüde, daß man sich in den Frühling zurückversetzt glauben könnte, wenn nicht hin und wieder ein welkes Blatt herniedergefallen, das triebe Zeichen, daß nicht nur der Frühling, nein, auch der Sommer vorbeieilt, und Frühlingshoffen im Herbst doch nur traurige Täuschung ist.

Sie iraten Nachbarkinder, jenseits der Weichsel miteinander aufgewachsen, in einer Gegend fernab der Bahn und auch weit entlegen von der nächsten kleinen Stadt.

Eine Gegend, in der sich die dort heimischen Menschen unwillkürlich fester aneinanderschließen und in Freud und Leid treu zusammenstehen, fast als bildeten sie alle eine große Familie.

Besonders bestand dieses wahrhaft freundschaftliche Verhältnis zwischen dem auf Oldenshöhe angefahrenen Freiherrn von Olden und dem nur wenige Kilometer entfernt wohnenden Obersforster Hans Malte von Malten.

Oldenshöhe war kein großes und auch kein sehr einträgliches Gut, jedoch von Vater auf Sohn vererbt es sich nun schon seit fast vierhundert Jahren mit denselben Sorgen, aber auch mit derselben Liebe zur angestammten Scholle, und lieber darbt man in allem anderen, was das Leben lebenswert macht, wenn nur Oldenshöhe in der Familie blieb.

Der damalige Besitzer, Berners Vater, hatte nur noch eine als Kind schon verstorbene Schwester gehabt und war so verhältnismäßig günstig eingesezt, wenn auch allerdings nicht derartig, daß er eine so ganz arme Frau heiraten konnte, wie es die Tochter seines Regimentskommandeurs von den Her Kürassieren war. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Ob gut, ob schlecht, weiß auch das Tier;
Doch: Warum gut? Warum schlecht?
Das zu ergründen ist Aufgabe des Menschen.
Hans Gölgen.

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

Die Dienstboten- und Kellnernot.

Die meisten Londoner wollen einander und besonders dem neutralen Auslande weismachen, daß der Krieg für sie trotz aller Gefahren und Unannehmlichkeiten doch keine wesentliche Störung ihres vielgerühmten „comfort“ bedeute. Aber man braucht nur wenige Tage im kriegerischen Themsebabel verbracht zu haben, um vom Gegenteil gründlich überzeugt zu werden. Dabei wollen wir von so tief einschneidenden Veränderungen, wie sie die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht im Gefolge hat, ganz absehen, und uns auf einige alltägliche Dinge beschränken, die im Augenblick den Londonern recht viel Sorge und Kopfzerbrechen verursachen: die Dienstboten- und die Kellnernot.

Wer in der Siebenmillionenstadt seinen eigenen Haushalt führte, der wußte schon zu Friedenszeiten manch ein Viedlein über das servant-girl zu singen. Und dieses Viedlein hatte bei allen meinen Freunden und Bekannten stets die gleiche Art und den gleichen Text. Ein Mittwoch-Besuch bei einem langjährigen Freund. Die Dame des Hauses, die mich empfängt: „Ach, entschuldigen Sie, Mr. Wichmann. I am so sorry, aber heute Abend wird sich das Dinner um etwa zwanzig Minuten verspäten, meine Köchin ist heute früh Knall und Fall davon. Ich: „What a shame!“ Die Dame des Hauses: „Sie hatte nämlich gestern ihren Schah zu sich eingeladen. Sie wissen ja, daß in jedem besseren Londoner Hause eine maid-servant ihr eigenes Zimmer hat und von ihrem Schah Besuche empfangen darf. Aber das genügt nicht: Mary Ann will die vierzehntägige Ferienzeit ihres Bräutigams mit ihm gemeinsam verbringen. Weil ich das ablehne und sie erst, wie verabredet, in drei Monaten ihre Holidays erhalten soll, wird sie entsetzlich grob, wirft ein Geschirr zu Boden und schreit stolz: „Gut, dann geh ich und komme überhaupt nicht mehr zurück.“ — Am nächsten Samstagabend besuche ich einen alten Bekannten namens P. Wie ich ins Empfangszimmer trete, kommt mir P. mit verstörtem Gesicht entgegen. „Was ist denn los?“ frage ich sofort. „Diese verdammten Nurses (Kinder mädchen)!“ ruft er empört, „denken Sie sich, heute hat Nurse Peggy, der es bei uns wirklich gut, viel zu gut ergangen ist, die Unverschämtheit, die Kinder mitten im Park allein stehen zu lassen, nur um mit ihrem Soldier Boy ein Glas Gin trinken zu gehen! Dann kommt sie mit einer rotgeschwollenen Nase und einem schwarzen Auge (das sie ihrem Soldier Boy zu verdanken hat) zurück, kann nur mehr noch lallen und stammeln und fällt zuletzt bewußtlos aufs Bett. Kann man das dulden? Die Gefahr für die Kinder... Meine Frau hat ihr auf der Stelle gekündigt. Kaum hört das unser anderes Mädchen, da kündigt es meiner Frau! Unser englisches Dienstbotenwesen, besser gesagt — Unwesen, ist ein himmelschreiender Skandal! Was wir obendrein an Löhnen zahlen...“ und so geht es weiter in der mir nur zu gut bekannten Tonart.

Das ist aber jetzt, während des Krieges, noch tausendmal schlimmer geworden. Man ist froh, ein Mädchen nur auf wenige Stunden am Tage zu ergattern und kann sich glücklich preisen, wenn einem das gelingt. Denn bekanntlich gehen nunmehr die meisten in die Munitionsfabriken, wohin sie die hohen Löhne und „persönliche Freiheit“ locken. Andere folgen ihren sportlichen Instinkten, indem sie sich zu wogelustigen Autolenkerinnen ausbilden lassen. Noch andere aber dienen stolz ihrem „King and Country“: Sie sind in die Armee der Mrs. Parker, der Schwester weiland Kitcheners, eingetreten, allwo sie exerzieren, signalisieren, telegraphieren, telephonieren, trompeten, mit der Pike knallen, kommandieren! Alles Dinge, die tausendmal angenehmer, schöner, interessanter, ungewöhnlicher sind, als Stundenlang Stuben zu fegen, oder am glühenden Herd zu stehen, oder sich gar mit Kindern abzuquälen und sich dazu noch allerhand Schelle gefallen zu lassen! Man wird doch zugeben müssen, daß dies eher zu ewigem Ruhm und einem — Gatten führt, noch dazu, wo man eine smarte Khaki-Uniform erhält!... Viele Gentlemen und besonders Ladies, die von Jugend auf davon gewöhnt sind, sich unaufhörlich bedienen zu lassen, empfinden diesen Mangel jetzt entsetzlich und vermögen sich oft kaum zu rühren. Am allerärgersten aber trifft es die weniger begüterten Mittelklassen. Dieselben „Patriotinnen“, die dann in den Mun-

itionsfabriken Geschosse herstellen, um die „damned German“ zu vernichten, benehmen sich weniger patriotisch in ihren häuslichen Pflichten. Der „Sparsamkeits-Zelzug“ dauert ja immer weiter an; auf daß der Brit die denkbar höchsten Steuern zahlen könne, soll er sich besonders zu Hause ungerade Entbehrungen auferlegen. Nun aber ist die englische Hausfrau und besonders ihr dienstbarer Geist oder die dienstbaren Geister alles eher denn sparsam. Und so spielen sich in mancher Londoner Küche jetzt die eigentümlichsten Szenen ab. Da bringe ich wieder den Fall eines Bekannten nicht aus dem Sinn, der typisch für tausend ähnliche Fälle ist. Mrs. G. klagt mir ihr Leid in bewegten Worten: „Ich habe unsere Köchin jetzt sechseinhalb Jahre. Gestern sagte ich zu ihr: Cook (in England redet man oft so die Köchin an), so geht es nicht weiter. Wir dürfen nicht so weiterwüsten mit den Lebensmitteln. Lesen Sie denn nicht die Zeitungen, nicht die Miesenplakate in allen Straßen? Wissen Sie denn nicht, daß wir in den größten Krieg der Weltgeschichte verwickelt sind? Wir müssen sparen, jawohl sparen. Sie dürfen nicht mehr ohne weiteres Fleisch und Suppe fortschütten, Gemüsereste wegwerfen, Bubbings in den Herdrichteimer tun. Sie dürfen nicht so viel Zucker, Tee und besonders Schokolade verwenden. Sie müssen vorsichtiger beim Fleischeinlauf sein, dürfen nicht immer auf erste Qualität bestehen, sollte sie, was sie wolle. Die Knochen sind nicht so ohne weiteres zu verachten, wie Sie es tun, sondern man kann daraus eine gute Brüh ziehen. Well, Mr. Wichmann, ich mag Sie mit diesen Eingelheiten nicht länger langweilen. Was aber, meinen Sie, erwidert Cook? Zu meinem Staunen wirft sie ihr weißes Häubchen fort, macht Miene, die schwarze „Uniform“ abzulegen und erklart empört: „Und Sie wagen es, sich eine Lady zu nennen? Sie glauben vielleicht, ich als anständige Person werde in einem solchen Hause bleiben? Sie scheinen zu vergessen, daß ich eine freie Engländerin bin. Daß ich mir so eine Knauferei einfach nicht bieten lasse! Madame, ich bin an derartige Kleinlichkeitskränkerei nicht gewöhnt, werde mich daran nie gewöhnen. Ich erhebe Anspruch auf die gleich gute und gleich ausgiebige Kost mit oder ohne Krieg. Wenn Sie mir jetzt gar zumuten, Abfälle und Knochen zu verwenden, so ist das nicht ladylike. Das habe ich nie getan und werde es nie tun. Um das, was die dummen Zeitungen schmieren und die blödsinnigen Plakate sagen, kümmere ich mich nicht. Wenn nicht alles beim alten bleibt, muß ich Ihnen kündigen. Very sorry indeed, ich kann aber nicht anders!“ — Was bleibt mir da anderes übrig, als alles beim alten zu lassen? Und das alles wegen einer dummen Köchin. Und dann — wie wenig patriotisch, wie so gar nicht patriotisch!“ Ich mußte Mrs. G. aufrichtig bedauern...

Ganz namenlose Unbequemlichkeiten erleben jetzt die Londoner mit ihren guten, echtbritischen Kellnern. „Ja, wenn man diese deutschen und österreichischen „Barbaren“ aus Spionensucht doch lieber nicht interniert hätte!“ Mit diesem Stoßseufzer beschlossen immer aufs neue meine Bekannten ihr bewegliches Klage lied über die hoffärtige, oberflächliche, geradezu herrische Art und Weise, mit der der rasen-echte, britische Kellner sein Amt zu versehen pflegt. Wie bescheiden, entgegenkommend und auskunftsbereit war dagegen der verpönte und dennoch unentbehrliche „Foreign waiter!“

Es ist knapp vor meiner Abreise. Die Gäste in einem größeren City-Hotel haben alle ihr breakfast beendet. Wir bösen, sauren Mienen und auseinandergepressten Lippen eilt der mißvergütete Kellner von einem Tisch zum andern und herrscht die Gäste förmlich an. An jedem Tisch begreiflicherweise empörte Gesichter. Ein jeder ist froh, mit dem Frühstück und dem unleidlichen Rumpan fertig zu sein. Es ist nicht englische Art, laut zu schimpfen, aber von allen Seiten vernehme ich die denkbar abfälligen Bemerkungen über den British waiter. Das aber reizt mich, das Verschwinden der erregten Gäste abzuwarten, um mich mit dem mißvergüteten Mann in ein Gespräch einzulassen. „Sie sind wohl froh, die Leute los zu sein?“ rede ich ihn an, als wir allein bleiben. Er wendet sich argwöhnisch nach mir um, dann antwortet er etwas zugänglicher: „Sir, so ist es.“ — „Sind denn die Leute so anspruchsvoll?“ — „Sie sollen sich selbst bedienen!“ — „Ich bin ja auch nicht dafür, daß ein Gast gar zu viel von dem Kellner verlangt, aber —“ Da sprudelt es wütend aus ihm hervor: „Dann ist, Sir — sind Sie auch dafür, dem Engländer seine Freiheit zu rauben? No, no, no, Sir, zum Bedienen sind wir, bin ich, ist der britische Gentleman nun einmal nicht da.“

loren. Wir Britishers sind ein Herrenvolk. Die anderen Nationen sind dazu da, uns zu bedienen?! Und nun soll ich, ein English Gentleman, anderen Leuten das Frühstück servieren?! Der empörte Gentleman-Waiter will sich nicht beruhigen. Dank der törichtsten Politik der Regierung seien nun die deutschen Kellner interniert, und die Belgier, — diese verdammten Belgier! die hielten sich für zu gut, diese Dienste zu verrichten und verlangten dafür, von England erhalten zu werden. . . . „Well, Sir, wenn der Krieg noch lange dauert, kommt es noch so weit, daß jeder hier, im Hotel oder zu Hause, sich selbst wird bedienen müssen. You take my word for it!“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Kulturdenkmäler von Hermannstadt. Getreu der in zwei Kampffahren bereits zur Tradition gewordenen barbarischen Kriegsführung der Alliierten legen unsere neuen rumänischen Feinde gleich zu Beginn des Feldzuges eine primitive Nichtachtung aller kulturellen Werte an den Tag, die sich würdig den Brandstiftungen ihrer russischen Brüder anschließt. Während die österreichische Heeresleitung im Vertrauen ihrer von Haus aus vorgesehenen Kongentrierung auf die weniger vorgeschobene eigentliche Verteidigungslinie inmitten aller Kriegsstürme bedacht ist, durch geschickte Loslösung vom Feinde wertvolle alte Kulturstätten vor unnötiger Zerstörung zu bewahren, verschleßen die Rumänen zwecklos ihre schwere Munition gegen Kulturdenkmäler, denen nicht die geringste militärische Bedeutung zukommt. „Rumänische Artillerie“, heißt es im österreichischen Heeresbericht, „begann Hermannstadt mit Granaten zu bombardieren“, obwohl eine Behauptung der ungeschickt in einem Tasseffekt liegenden Stadt durch die österreichisch-ungarischen Truppen nicht beabsichtigt ist.“ So senden denn die Rumänen ihre Granaten und Schrapnells in blinder Zerstörungswut nach dem an Ehrwürdigen Überlieferungen und alten Schätzen so reichen einstigen Bollwerk des siebenbürgischen Sachsenlandes. Noch heute zeigen massive Überreste von den Stürmen, die durch Jahrhunderterte Hermannstadt umbrachten. Von den bereits im 14. Jahrhundert aufgeführten Ringmauern stehen heute noch drei schöngebaute Türme, die sog. Hartenedtürme. Der eine fand eine merkwürdige neuzeitliche Verwendung: zwischen seinem Gemäuer wurde der Bühnenraum des modernen Stadttheaters untergebracht. Unter den bedeutendsten öffentlichen Sammlungen sind vor allem das im Rathaus aufbewahrte „Archiv der sächsischen Nation“, die städtische Rüstkammer, die Museen des siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften und des Karpathenvereins zu nennen. Die beiden letztgenannten Museen sind in demselben Gebäude untergebracht und bergen reiches zoologisches Material sowie Schätze der siebenbürgischen Volkskunde. Den Mittelpunkt des Kulturbesitzes von Hermannstadt aber bildet der Palast des Freiherrn Samuel von Brückenthal, des einer sächsischen Familie entsprossenen Statthalters von Siebenbürgen unter Maria Theresia und Joseph II. Der Freiherr widmete sein langes Leben der Vergung und Zusammenstellung siebenbürgischer Kulturwerte. Er legte die Bibliothek von Hermannstadt an, die 100 000 Bände umfaßt. Ihm verdanken die siebenbürgischen Sachsen eine Kupferstich- und Mineraliensammlung sowie ein Antikenkabinett, dessen einzelne Bestandteile mit wenigen Ausnahmen in Siebenbürgen gefunden wurden. Den größten Kunstbesitz von Hermannstadt stellt endlich die ebenfalls von dem Freiherrn von Brückenthal angelegte Gemäldegalerie dar, unter deren 1200 Nummern sich wertvolle Erzeugnisse deutscher, niederländischer und italienischer Malerei befinden. In seinem Testament verfügte der um die deutsche Kultur in Siebenbürgen so hochverdiente Statthalter, daß das Museum mitsamt dem Palaste zum Gemeingut der ganzen Bevölkerung Hermannstadts wurde.

Kleine Kriegsschilderung. A . . . , 8. 10. 16. Auf einem Hügel hinter der Sommerfront war es, wo mir die Gedanken zu dieser Erzählung kamen. Kurz vor dem Dorfe D., das einst blühend, heute aber nur noch Ruine ist, befindet sich eine Höhe, von der man, da sie vertikal zur Front liegt, ziemlich genau alles sehen kann, was weiter vorne vorgeht. An dem Tage meiner Schilderung herrschte nun mächtigstes Trommelfeuer von Feindeseite. Ein Aufleuchten war es! Wie große,

blutig-rote Flecke kreppten die Granaten. Dumpf tönte der Knall der verstoßenen Geschosse in die Nacht hinein. Dazwischen leuchtete es hell auf — das Mündungsfeuer deutscher Geschütze. Ab und zu gingen Leuchtkugeln hoch, die durch ihr ruhiges Licht eine friedliche Stimmung, trotz der schweren Artillerietätigkeit, in mir aufkommen ließen. Gegen 10 Uhr abends hellte sich der seit Tagen bewölkt gewesene Himmel auf, und in magischem Lichte erstrahlend, erschien der Mond. Weithin ließ sein Licht die Gegend erkennen, und da die Helligkeit das Frontfeuer matter erscheinen ließ, begab ich mich auf den Heimweg. Die breite Straße führte mich durch verschiedene Orte, die alle vom bleichen Mondenschein überglänzt, gespensterhaft dalagen. Ab und zu sah ich im Innern der verwitterten Häuser, beim trüben Schein einer Kerze, feldgraue Gestalten, die es sich gemütlich machten. Nicht sonderbare Gedanken beschleichen mich immer, wenn ich durch ein durch Kriegsgreuel und Notwendigkeit geräumtes Dorf wandere, und immer denke ich daran, welches Unheil der teuren Heimat erspart bleibt dadurch, daß Deutschlands Mute der Feinde ungezählte Schar von ihrer Grenze fernhält. Trotz des starken Feuers wird die eiserne Mauer nicht wanken — nicht eher — als bis man uns die Hand zum Frieden reicht. (Jens. Wn.)

Geröstete Kartoffeln. In Frankfurt a. M. wurden im vergangenen Winter an den verkehrsreichen Stellen der Stadt sowie an einigen Lokalbahnhöfen geröstete Kartoffeln im Straßenverkauf feilgeboten. Die dortige städtische Gesundheitsstelle hatte die Straßenröstereien auf Kosten der Stadt eingerichtet. In diesem Herbst soll der Verkauf der gerösteten Kartoffeln auf der Straße wieder aufgenommen werden. Im vorigen Winter war der Zuspruch sehr groß und erfuhr eine tägliche Steigerung. Der Preis für eine geröstete Kartoffel betrug 2 Pf., für 2 Kartoffeln 3 Pf. usw. So mancher zog vergnügt mit einer ganzen Tüte voll heißer Kartoffeln ab. Man folgte in Frankfurt a. M. mit der Einrichtung des Straßenverkaufs der gerösteten Kartoffeln einem Brauch, der sich in Südeuropa schon längst eingebürgert hat. Überall werden dort, namentlich in den größeren österreichischen Städten und besonders in Wien, geröstete Kastanien und Kartoffeln im offenen Straßenverkauf feilgeboten. Die auf Kastanienbratöfchen gerösteten Kartoffeln schmecken ganz vorzüglich; sie stellen ein überaus einfaches und billiges Mittel dar, um dem Bedürfnis des Knechts nach einer warmen Speise abzuwehren. Es wäre daher sicherlich wünschenswert, daß das Frankfurter Beispiel des Feilhaltens von gerösteten Kartoffeln in dem kommenden Herbst und Winter auch in anderen deutschen Städten Nachahmung findet. In Wien nennt man die gerösteten Kartoffeln „Bramburi“ und ihren Verkäufer den „Bramburimann“. In diesen Bezeichnungen steckt der tschechische und südslawische Name der Kartoffel: Brambor. Dieser slawische Name, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ist kulturgeschichtlich von höchstem Interesse; es liegt ihm nämlich nichts anderes als der Name Brandenburg zugrunde. Im Oberserbischen (Wendischen) bezeichnet man heute noch mit dem Namen Brambor den Brandenburg oder Preußen. Wenn diese Bezeichnung in einer Reihe von slawischen Sprachen auf die Kartoffel übertragen worden ist, so würde man damit der wichtigen historischen Tatsache gerecht, daß unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm die ersten Kartoffeln in der Mark Brandenburg angebaut worden sind. Der jetzige Lustgarten, der nördlich vom königlichen Schlosse in Berlin gelegen ist und auf dem sich gegenwärtig der Dom und das Neue Museum befinden, wies das erste Kartoffelbeet in der Mark Brandenburg auf. Dadurch, daß die Wenden, die Lichen und andere slawische Völker der wichtigen Kulturpflanze den Namen Brambor beigelegt haben, mit dem sie z. B. heute noch den Brandenburger oder Preußen bezeichnen, haben sie zum Ausbruch gebracht, daß der Kartoffelbau zu ihnen aus Brandenburg-Preußen gelangt ist. Im Bulgarischen begegnet man als Bezeichnung für die Kartoffel den Namensformen Baraboj, Burboj, Paraboi, Brumbale, Brumbale und Brumbare; es läßt sich unschwer erkennen, daß diese Bezeichnungen aus dem Namen Brambor hervorgegangen sind. Prof. Berner führt in seinem „Slawischen Ethnologischen Wörterbuch“ aus den kleinrussischen Mundarten als Bezeichnungen für die Kartoffel u. a. die Namen Mandhburka, Wandura, Parabola, Parabil, Parabona, Garabola, Garbhurka an. Auch diese gehen ohne allen Zweifel auf denselben Ursprung zurück.